

Morgenblatt für gebildete Stände. 29.01. - 31.01.1823

[100] Korrespondenz - Nachrichten.

? den 1. December 1822.

Sie sind ungehalten über unser letztes Schreiben vom 1. November; Sie machen uns Vorwürfe, daß wir darin nur Tadel aussprachen und — wie Sie Sich ausdrücken — den allerwohl-feilsten, den ganz abstrakten, durch kein Beyspiel bestätigten Tadel über den Zustand des heutigen deutschen Bühnenwesens. Aber schreiben wir denn nicht aus ? und über das daselbst abstrakt-existirende deutsche Normaltheater, um das goldne Wort: *exempla sunt odiosa* streng zu befolgen? Und bedarf es denn der einzelnen Beyspiele, wo Schauspiel und Schauspielerey ein einziges, großes, nie abreißendes Beyspiel durch stetes Nebenbeyspiel, bilden? — So könnten wir, uns vertheidigend, noch mancherley Fragen aufstellen; allein wir wollen das scheidende Jahr friedlich beschließen, wir wollen nachgeben und — weil es sich der Mühe verlohnt — von einer Thatsache sprechen: von der Aufführung des Prinzen von Homburg auf unserer deutschen Normalbühne. Zuvor aber bitten wir sowohl Sie, als die ungeneigten Leser des Morgenblatts (die geneigten thun es wohl von selbst) unser letztes Schreiben vom 4. November als ein Vorwort des heutigen zu betrachten; denn es möchte mit einiger Konsequenz aus demselben zu folgern seyn, daß der Prinz von Homburg, im Gegensatze jener Stücke, die jezt der allgemeinen Gunst sich erfreuen, nothwendigerweise von der Allgemeinheit (worunter wir aber nicht das natürlich-gelebene Publikum verstehen) durchaus verkannt werden muß. Hamburger und Dresdner Zeitschriften, und Ludwig Tieck in seiner Vorrede zu Kleist's hinterlassenen Schriften haben bereits so ausführlich und gründlich über dieses verkannte Drama gesprochen, daß wir, sowohl Stoff und Behandlung, als auch den Haupt-vorwurf, den die unersättlichen Edelmuth - Verspeiser diesem Stücke machen, für bekannt annehmen dürfen. Wir werden also nicht wiederholen. was dort erschöpfend über den Werth und die Mängel dieses Werkes gesagt ist, sondern nur das erzählen, was in unserm Normaltheater vor, während und nach der Aufführung des Prinzen von Homburg vorfiel, und wie sich unsere verehrlichen Kommittenten: die Almanachsdichterin und der Kavallerie-Lieutenant, der geadelte Kaufmann, Eulenböck, und die Andern darüber äußerten; und wir berichten auch dieses nur deshalb, weil es schon 1830 historisch-merkwürdig seyn dürfte, was man 1823 von einem dramatischen Werke verlangte und wie solches Heinrich v. Kleist bereits 1809 der Allgemeinheit nicht verabreichen wollte.

Lange hatte sich die Direktion unserer normal deutschen Bühne gesträubt, den Prinzen von Homburg zur Darstellung zu bringen. Zwar lockend war es genug, ein neues Stück von einem namhaften Autor zu geben, für das man, da es gedruckt war, kein Honorar zu zahlen brauchte, aber es hatten sich der Stimmen zu viel gegen dasselbe und insbesondere gegen die momentane Todesfurcht des Prinzen erhoben, so daß es den Wenigen, die hierüber anders gesinnt waren, äußerst schwer ward, die Direktion zu einem Versuche zu bewegen. Endlich geschah es und das Haus war überfüllt, meist von Neugierigen, die sich an dem Fallen des Stückes ergötzen wollten; denn beschlossen hatten dessen leidenschaftliche Gegner (schlagfertige Studenten und junge leicht-empfindliche Militärs, aufgeheizt von einigen unglücklichen dramatischen Versuchern) das Werk eines Heinrichs von Kleist — auszulachen? — Ueber dieses Plänchen wurde eben geflüstert, als der alte Maler Eulenböck sich an den geadelten Kaufmann wendete und ihn mit äußerster Höflichkeit bat, ob er nicht die Gnade haben wollte, ihm zu sagen, weshalb denn eigentlich das Stück ausgelacht werden sollte? „Und das wissen Sie nicht?“ fragte Jener, indem er sich vor Lachen ausschütten wollte, „denken Sie nur! das Stück ist ein Heldenstück, und der Held darin, nach dem auch das Stück heißt, der hat Furcht. Furcht vor dem Tode! Ich begreife gar nicht, wie ein Held sich vor dem Tode fürchten kann.“ — Und Sie? fragte Eulenböck trocken. — „Nun ich? Bin ich denn ein Held? Ich bin ja nur ein Mensch,“ erwiderte verlegen der Kaufmann. Und als hierauf Eulenböck meynete, daß demzufolge ein Held das

Gegentheil von einem Menschen sey, fiel ihm die Almanachsdichterin lebhaft in die Rede. „Ein wohlfeiles Witzwort, sagte sie, ist noch lange kein Kunsturtheil, und zum Beweise wiederhole ich Ihre eigenen Worte. Ja! ein Held ist das Gegentheil von einem Menschen; von einem Menschen nämlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ein Held ist ein Ideal! und was das Ideal ist, werden Sie doch wohl wissen. da Sie ja selbst Künstler sind — ..Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Fräulein, antwortete der Maler, daß ich durchaus nicht weiß, was das Ideal ist; ich hab' es noch nie gesehen, so weit ich auch gereist bin. — Auch in Ihrer Phantasie nicht? — Daß ich nicht wüßte. — Nun da bedauere ich Sie von ganzem Herzen! - Und ich - gratulire mir dazu; denn das wäre eine wahre Höllenstrafe, wenn mir so zeitlebens das Ideal vor den Augen schwebte, und ich verdammt wäre, es immer wieder und wieder zu kopiren, bis an mein, so Gott will, seliges Ende.“ — Nun ja, rief höhnisch die Dichterin, wer so gern wie Sie in die gemeine Wirklichkeit sich vertieft und diese abzukonterfeyen liebt! Und doch wird Der, entgegnete der Maler, der die Wirklichkeit und selbst die gemeinhin gemein genannte, nur recht wahr und wirklich darstellt, Kunstwerke liefern, und während die zahllose Schaar der Ideajäger, eben weil sie zu dem Uebermenschlichen auffliegen will, tief unter die Wirklichkeit hinabfällt. allwo sie uns dann entweder Schuldigkeit, für Edelmuth, oder phantasmagorische mit allen möglichen Tugenden gefüllte Schaumgeschöpfe, für Menschen, für Individuen, für Charaktere verkauft. Sehen sich denn nicht alle diese Gespenster gleich; und was kostet es sie. als höchstens einen langweiligen Monolog, um für jede Bagatelle und mit der größten Behaglichkeit sich gerade so abschlachten zu lassen, wie unsereines ein hundert Austern ißt? — Sie werden uns doch nicht das Ideal nehmen wollen? rief der Verskünstler. — Bewahre der Himmel! entgegnete der Maler schmunzelnd, kann es gar nicht brauchen. — Unser praktischer Eulenböck, begann hier der Uebersetzer des Aristoteles, drückt sich nur etwas zu hyperbolisch aus, sonst aber hat er vollkommen recht; denn Aristoteles sagt: der Dichter solle es nie versäumen, seinem Helden einige — versteht sich kleine — Flecken anzuhängen, und ich setze hinzu, daß uns ja die Natur selbst darauf hinweist, indem auch selbst die Sonne: das Lichtmeer der Schöpfung, nicht ohne Flecken ist. Aber unsere Romantiker studiren den Aristoteles nicht, und ignoriren demnach, was Schrecken erregt, und Mitleid und was Kunst ist und Schönheit. — Also im Aristoteles wäre wirklich das tiefe Geheimniß der Schönheit gelöset? fragte Eulenböck mit ironischer Verwunderung. — Und das wissen Sie nicht? rief der Uebersetzer, und haben doch selbst so manches schöne Werk geliefert! — Blos Meisterwerke, sagte der Maler bescheiden, fremde Meisterwerke. Aber Sie, der Sie ja aus Ihrem Aristoteles ganz genau wissen, wie man die Schönheit künstlich zusammensetzt, warum schreiben denn Sie nicht einmal so eine ganz untadliche Tragödie? — Ist auch schon geschehen, schmunzelte selbstzufrieden der Uebersetzer.

[103] Während dieser Reden hatten der Kavallerie-Lieutenant und der Redakteur der Kunstzeitung sehr eifrig über die Verwerflichkeit des Kleist'schen Drama's gesprochen und sich gegenseitig in allen Stücken Recht gegeben. Jezt aber rief der Lieutenant: Nein! da muß ich bitten, da sind Sie ganz falsch unterrichtet! In Berlin wird das Stück bestimmt nicht gegeben; ich habe noch gestern einen Brief von dort bekommen, von einem Vetter von mir, und der schreibt, daß in keinem Falle etwas daraus wird. Sehen Sie mal! In einem militärischen Staate, wie Preußen, ist es erstlich ganz unmöglich, einen Offizier auf das Theater zu bringen, der so wenig point d'honneur im Leibe hat, daß er um sein bischen Leben bettelt, das würde unsern ganzen Stand ridiculisiren und das geht nicht: Zweytens aber ist die ganze Sache nicht wahr; der Prinz von Homburg war ein sehr tapferer Herr und ist dafür berühmt in der Geschichte. Drittens soll eigentlich gar kein Vorfahrer von hohen Häuptern auf dem Theater erscheinen, am allerwenigsten aber, wenn ihn der Dichter so verächtlich hinstellt. Das hieße wahrhaftig wenig Ehrfurcht haben vor den hohen Anverwandten des berühmten Helden, wenn man verlangen wollte, daß sie dergleichen ruhig aus der Loge mit ansehen sollten. — Und gerade in Berlin

sollte dieß Stück gegeben werden! sagte mit ernstem Tone der Publicist, ein ältlicher Mann; der bisher kein Wort gesprochen, sondern eifrig in Kleist's hinterlassenen Schriften gelesen und viele Stellen mit Bleystift angestrichen hatte. Ja, Herr Lieutenant, fuhr er fort, daß ich ein Preuße bin, wissen Sie; auch daß ich bey schon herangerücktem Alter die Waffen für König und Vaterland ergriff; ich gebe Ihnen überdieß mein Wort, daß ich dieses Kreuz nicht beim Gepäcke erworben habe; ich darf mir also wohl ein Urtheil über Muth und militärische Ehre zutrauen, und deßhalb wiederhole ich: Gerade in Berlin sollte der Prinz von Homburg gegeben werden. Denn der erlauchte Held des Stückes ist hier so hoch verherrlicht, wie ihn die Geschichte, die seiner kaum erwähnt, nicht verherrlichen konnte. Gerade daß ihn der Dichter erst alle Schrecknisse eines gewaltsamen und gewissen Todes und Grab und Verwesung in ihrer ganzen Gräßlichkeit von Angesicht zu Angesicht sehen, und davor zusammenstürzen läßt, erhöht und verstärkt seine spätere Erhebung, seinen Sieg über den ihm wohlbekannten Tod; Wie wenig würde er uns interessiren, [104] wenn er nach hergebrachter Komödiantenweise, vom ersten bis zum fünften Akt das Leben wie Nichts achtete und jeden Augenblick zu sterben bereit wäre; oder sein Todesurtheil, wie ein französischer Grenadier, mit irgend einem prahlerischen Vive! empfinde! Ich kann daher nicht glauben, daß die erlauchten Sprossen des Homburgschen Fürstenhauses, die an dem Berliner Hofe leben und dort wegen ihres hohen Kunstsinnes mit Recht so sehr gepriesen werden, daß diese jemals von diesem ächt-vaterländischen Stücke unangenehm berührt werden könnten; da es im Gegentheile ihnen gewiß eine hohe Genugthuung ist, ihrer Vorfahren einen so glänzend und von einem so kräftigen Genius verherrlicht zu sehen. Und doch — begann der Lieutenant etwas weniger sicher, als zuvor — doch wird niemals das Stück in Berlin gegeben werden; denn die . . . . Vergeben Sie mir, fiel hier der Publicist ein, ich muß Sie unterbrechen, in der Besorgniß, daß Sie etwas nacherzählen mögten, welches ich — aus Ehrfurcht vor einem schönen und erhabenen Gemüthe — nie und nimmermehr glauben werde. Auch bin ich überzeugt, daß man sich beeilen wird, dieses Drama in Berlin darzustellen — und wenn man bis jezt damit gezögert hat, so geschahe dieses aus wahrhaft - zarter Rücksicht: man wollte nämlich — gerade weil der Prinz von Homburg ein so ächt-vaterländisches, ja ein so individuell-brandenburgisches Schauspiel ist — weder die Stadt dem Vorwurf einer eiteln Vorliebe, noch das Stück einer zweydeutigen Aufnahme aussetzen; sondern man erwartete erst das günstige Urtheil der deutschen Nachbarstämme, um ob der partheyischen Begeisterung gerechtfertigt zu seyn, die dieses höchst patriotische Werk nothwendigerweise in Berlin erregen muß. — Das ist doch wohl nur eine Vermuthung, sagte ironisch der Verskünstler. — Und ohne auf ihn zu hören. fuhr Jener also fort: Ich müßte einem treu-erprobten Volke allen Vaterlandessinn, sein freudig-sicheres Selbstbewußtseyn, seinen edelen Stolz auf eine hochberühmte Fürstenreihe und Dankbarkeit und Liebe und Treue absprechen, wenn ich nicht des Enthusiasmus gewiß wäre, den die Darstellung dieses Dramas in seiner Geburtsstadt erregen muß. Denn gesetzt auch, ich gäbe es zu, daß jenes Publikum, welches schon seit langen Jahren mit allen möglichen Arten von komödiantischem Heldenmuth bewirthe und groß gefüttert wurde, keinen Geschmack an den menschlichen Helden dieses Dramas finden könnte, und sich erst den wahren Kunstsinn aneignen müßte, um das Tief-Tragische in jener schreckenerregenden Todesfurcht zu erfassen — so muß schon allein das Bild des großen Churfürsten, jeden Preußen, jeden Brandenburger zu begeisterter Anerkennung, zu innerm Herzensjubel entflammen. Es ist die Majestät selbst, die hier - nicht etwa durch überschwengliche Bilder und lyrischen Redefluß uns beschwätzen will, an sie zu glauben, wie solches Brauch ist und Behelf in unsern breiten, schwächlichen Dramen — nein! es ist die Majestät selbst, die hier in strahlender Sicherheit, in erwärmender Milde und mit überzeugender Thatkraft, stets groß und edel und immer menschlich und persönlich uns entgegentritt. Der müßte kein Herz im Busen tragen, oder kein Preuße, kein Deutscher, ja kein Mitglied Irgend eines gesellschaftlichen Vereines seyn, der nicht die Freude des edelsten Stolzes

empfände, wann der große Churfürst, trotz allen Nachrichten, trotz allen Thatsachen einer augenscheinlichen Empörung, nie und nimmer an der Treue seiner Brandenburger nur einen Augenblick zweifelt. Giebt es etwas Rührenderes und Erhabeneres und das so großartig-naiv wäre, als jener Monolog des Fürsten:

„Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre,  
Schlög' ich, bey so zweydeut'gem Vorfall, Lärm;  
Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,  
Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden,  
Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf. —  
Doch weil's Haus Kottwitz aus der Priegnitz ist.  
Der sich mir nah't, willkührlich, eigenmächtig;  
So will ich mich auf märksche Weise fassen:  
Von den drey Locken, die man, silberglänzig,  
Auf seinem Schädel sieh't, fass' ich die Eine,  
Und führ' ihn still, mit seinen zwölf Schwadronen,  
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.  
Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken?“

Dem Kavallerie-Lieutenant kamen die hellen Thränen in die Augen, als der Publicist jezt das Buch zuschlug und also zu sprechen fortfuhr: Und hätte das Stück auch gar keinen Werth und enthielte es nur diese Scene, nur diese Rede, so wäre es schon dadurch ein vaterländisches Schauspiel und müßte auf allen Bühnen der preußischen Monarchie gegeben werden; denn diese Eine Rede ist wahrlich ein eben so schönes Monument von dieses Friedrichs Fürstengröße, als dessen bekannte Statue auf der Brücke zu Berlin. Aber auch davon abgesehen und von der ganzen Erscheinung dieser meisterhaften Charakterzeichnung, so findet sich noch eine andere, in die Augen springende Ursache, welche es den preußischen Bühnen zur Pflicht macht, dieses Drama auf die Scene zu bringen. Es ist die unnachahmliche Erzählung von Groben's Großthat, von seinem Treue-Tod! „O,“ so beginnt der Dichter:

"O laßt die rührendste Begebenheit,  
Die je ein Ohr vernommen, mich berichten!"

Und es ist buchstäblich wahr; es ist die rührendste Begebenheit, die man hören kann; die Geschichte bewahrt diese That als eine der anspruchlosesten des Heroismus; und Groben war ein Brandenburger; und man setzt Preise auf vaterländische Dramen aus; und diese rührende Begebenheit sollte nie von der Bühne herab den Preußen erzählt werden, weil . . .?! Die Musik begann und wir konnten den Schluß dieser emphatischen Rede nicht deutlich vernehmen.

Der erste Akt begann. Dessen erste, schwierige Hälfte war trefflich in Scene gesetzt; man hatte die möglichste Vorsicht gebraucht, damit die Begebenheit des Nachtwandels, der Scherz mit dem Lorbeerkranz und das Niederstürzen des Prinzen, als er bey Namen gerufen wird, nicht gegen die gewohnte Konvenienz der Bühne verstoßen sollten; dennoch war man befremdet über solchen Anfang; aber die angestrenzte, stille Aufmerksamkeit des Publikums beschämte und unterdrückte das verabredete lächerliche Lachen der unglücklich Verschworenen. Die zweyte Hälfte des Akts voll kriegerischen Lebens genau, und ort- und zeitgemäß dargestellt, erhöhte den Antheil und steigerte die Aufmerksamkeit, der Vorhang fiel unter lauten Beyfallsbezeugungen. Demungeachtet wurden nun die ersten Scenen des Nachtwandels und der Scherz, den sich der Kurfürst bey seinem ersten Erscheinen erlaubt, allgemein als mißständig getadelt. Selbst der Publicist konnte sich kein Gehör verschaffen; denn man wollte seinen Vertheidigungsgrund nicht gelten lassen und nichts davon hören, daß der Kurfürst nothwendigerweise diese Schuld auf sich laden müsse, theils um mehr in den Konflikt des Stückes zu gerathen, über welchem er sonst allzu isolirt schweben würde, theils um ihn eben dadurch auch menschlich, schuldbewußt und doch edel und majestätisch hinzustellen;

Hohenzollern, der ihm seine Schuld vorhält, sagte auch: „Ich bin sicher, mein Wort fiel, ein Gewicht, in Deine Brust.“ Dieß aber auszudrücken, und uns an dieser Stelle, ob des früheren Scherzes zu versöhnen, sey Sache des Künstlers, der den Kurfürsten darstellt. Alles lehnte sich, trotz diesen Gründen, gegen das Uebertriebene, Unnatürliche, Märchenhafte dieser Szenen auf, nur Eulenböck sagte: Ohne diese Phantasterey wäre mir das ganze Gemälde zu niederländisch, oder vielmehr zu märkisch.

[107] Hinreißen wirkte das Schlachtgemälde, mit welchem der zweyte Akt beginnt; doch nein! "Gemälde" ist das Wort nicht, es ist die Schlacht selbst, die uns der Dichter nicht etwa darstellt, sondern selbst mit beywohnen läßt; wir befinden uns auf einem der Flügel bey der Kavallerie, die fern außer dem Kanonenschusse aufgestellt ist; wir hören und sehen die Schlacht vom ersten Signalschuß, bis zum ganz nahen Musketenfeuer, wir schauen jede Bewegung des Feindes und der Unsern vom Standpunkte des

Generalstabes aus, bis endlich die Kavalleriemasse in den schon geschlagenen Feind stürzt. Mögten doch unsere heutigen Dichter und Regisseurs sich hier belehren lassen, wie die wahre Kunst des Dramas, ohne Hülfe des Dekorateurs und des Maschinisten, ohne Tänzer, Komparsen und Pferde, eine Schlacht darstellt. — In der folgenden Scene befinden wir uns nicht mehr in der Schlacht, aber »och immer im Kriege; die Landesmutter auf der Reise, in einem Bauernhause, hört den Bericht der gewonnenen Schlacht und die Schreckensnachricht von dem Tode des Churfürsten — Homburg tritt auf; Er hat die Schlacht gewonnen. Er tröstet die Gattin und die Geliebte. Er will Beyder Sache übernehmen. Er „ein Engel mit dem Flammenschwert an des verwaistem Thrones Stufen stehen.“ Die Churfürstin weist sein Gesuch und Nataliens Hand nicht zurück; er ist in seinen Träumen auf dem höchsten Wolkengipfel des Glücks! Dieser Sieges- und Wonnerausch steigert sich sogar bey der Erzählung von des Churfürsten Rettung und Frohens Opfertod; im Gefühle der Kraft und von Heldenmuth und Sohnesliebe begeistert, ruft er in Beziehung auf den edeln Diener und seinen großen Herrn: „Wenn ich zehn Leben hätte, könnt' ich sie besser brauchen nicht, als so!“ — In dieser höchst aufgeregten Stimmung, sehen wir ihn, in der unmittelbar darauf folgenden Scene, noch siegestrunken von der eben gewonnenen Schlacht, die errungenen Trophäen zu seines Fürsten Füßen niederlegen. Lohn — und zwar den schönsten — Liebeslohn denkt er für seine Großthat zu empfangen und so wenig hat er eine Ahnung seiner Schuld, daß er vielmehr auf die Frage des Churfürsten:

Mithin hast Du die Reiterey geführt?

beynah mit stolzem Vorwurf antwortet:

Ich? Allerdings! Mußt du von mir das hören?

- Hier leg' ich den Beweis zu Füßen Dir.

Und hierauf — erwiedert der Churfürst

Nehmt ihm den Degen ab. Er ist gefangen.

Einen eminenteren Glückswechsel als hier dieses Drama, hat kaum die Tragödie aufzuweisen. Selbst Dörfling der Feldmarschall und der alte eiserne Kettwitz erschrecken und gestehen es, daß sie erschrecken. Der Prinz kann hier kaum bey Sinnen bleiben und er bleibt es auch nicht: „Helft, Freunde.“ ruft er, „ich bin verrückt.“ und fragt darauf: „Sind denn die Märkischen geschlagen worden?“ — Schon diese Scene wäre hinlänglich, die spätere Furcht vor der Hinrichtung zu motiviren und zu rechtfertigen. Aber der Dichter thut mehr, er zeigt uns im nächsten Akt den Prinzen im Gefängniß und auch hier noch immer seine Schuld nicht anerkennend, nicht begreifend und daher so fest, so innig überzeugt von seiner Begnadigung, daß weder das Kriegsgericht, noch das Todesurtheil, noch selbst die vermuthliche Bestätigung desselben ihn in seinem ruhigen Gefühle der Sicherheit stören. Nur dann erst als er erfährt, daß seine Liebe mit der Politik in Konflikt gerathen sey, glaubt er ein Opfer der ersteren zu werden, glaubt er an seinen Tod, an seine Hinrichtung! Nun als Hohenzollern ihm diese Halbwahrheit bestätigt, eilt er fort: der von höchster Sonnenhöhe des Glücks hinabgestürzte,

schwerverwundete Mensch und sucht Rettung, und sieht auf seinem Wege, wie man sein Grab bereite. — Stärker kann man nicht motiviren; wenn mehr als Furcht, wenn Angst vor gewaltsamer Hinrichtung, Todesangst in der zerrütteten Seele eines hoch vom Glück' begünstigten, lebenskräftigen Heldenjünglings gezeigt, in ihrer völligen Gräßlichkeit, in ihrer armseligsten Nacktheit gezeigt werden soll. Und zeigen wollte uns dieses der Dichter, um, nach so schwerem Falle, seinen Helden, doppelt kräftig, doppelt muthig, zu erheben; nein! sich selbst erheben zu lassen. — So sehr wir nun von der Weisheit des Dichters und von der bedingten Nothwendigkeit dieser Scene überzeugt waren, so bangte uns doch vor ihrem Erfolg bey dem Publikum und das um so mehr, da wir [108] der Stelle aus der Vorrede zu Kleist's hinterlassenen Schriften gedachten, wo es also heißt: "Unter so vielen hergebrachten Angewöhnungen der Bühnenwelt ist auch die, daß die Todesfurcht unter keiner Bedingung in ihrer ganzen Gräßlichkeit in edlen Gemüthern erwachen darf." Aber wir hatten uns — und wie oft begegnet das unsern Theaterdirektoren, wenn sie mit vormundschaftlicher Weisheit und apodiktisch vorausbestimmen, welches Schauspiel ihrer Pupille, nämlich dem Publikum gefallen oder nicht gefallen wird! — Wir hatten uns, sagen wir, hinsichtlich jener besprochenen Scene getäuscht. — Nicht allein, daß sie nicht abstieß, fesselte sie im Gegentheil, bewegte, riß hin. Und gern gestehen wir, daß zu diesem Erfolge die darstellenden Künstler größtentheils mit beygetragen haden. Ganz in die Absicht des Dichters eingehend, war der Prinz, da wo er, mit schnell hinströmender und gewaltig aufwogender Rede, um sein Letzen bittet, noch immer derselbe hinbrausende Held, der, gegen den Willen des Feldherrn, in die Schlacht stürzt; derselbe zu Boden geschmetterte Mensch, der früher außer sich aufschreyt: "Helft, Freunde! ich bin von Sinnen;" — derselbe krankhafte Träumer, der den Lorbeer des Ruhms und die Myrthe der Liebe schon errungen glaubte und nun in der Todesgruft, lebendig begraben, erwacht. Er erschreckte das Publikum so sehr, daß dieses sein Richteramt und alle Ehrengesetze, ja die gesammte Ethik in diesem furchtbaren Momente vergaß. Zu diesem wahrhaft tragischen Eindruck das ihrige beyzutragen, versäumten auch die Frauen nicht: ein kalter Todesschreck ergriff beyde, bey der Zerrüttung, bey der Vernichtung des Sohnes und des Geliebten, der den eigenen Siegerkranz: Lorbeer und Myrthe im Krampf der Todesangst schmäählich zerreißt. Natalie erstarrte vor Entsetzen und nur da erst, wo ihr der Dichter die thatkräftige Rede in den Mund legt, riß sie sich mit Gewalt aus der drohenden Ohnmacht heraus. Alles dieses wirkte mächtig auf das Publikum ein, es war davon ergriffen, hingerissen. So wie aber der Vorhang gefallen war, trat auch die Reflexion ein; und Gewohnheit und Herkommen übten sogleich ihr konventionelles Vorrecht aus. Man war mit dem, was eben jezt so großen Eindruck gemacht hatte, unzufrieden; es ergieng dieser ächt-tragischen Scene. wie mancher ächt-komischen, über die man aus vollem Herzen lacht und sich hinterdrein vornehm schämt ob des unvornehmen Lachens; man wollte es dem Dichter nicht verzeihen, eine so furchtbare Wahrheit so hinreißend dargestellt zu haben. Man läugnete sich lieber diese Wahrheit ab und stellte ihr die herkömmliche. theatralische Todesverachtung entgegen und hielt die Behaglichkeit, mit welcher man dergleichen, vom sichern Parterre aus, mit ansieht, für erhabene Erhebung. Wir würden nur das schon Gesagte wiederholen, wenn wir die Gespräche berichten wollten. die jezt mir großem Eifer um uns her geführt wurden. Sie waren uns ein Beweis des großen Antheils, den man an dem Drama nahm; denn wir hatten es ja oft erlebt, daß von Stücken, die der Direktion ausnehmend und eben so dem Publikum gefielen, auch nicht ein Sterbenswörtchen mehr nach der Darstellung gesprochen wurde. Nur einiges, uns merkwürdig scheinende, wollen wir nachtragen. Merkwürdig war es uns, daß während die jüngeren Militärpersonen sich durchaus nicht über die ehrenrührige Todesfurcht des Prinzen beruhigen konnten, ältere Offiziere die Möglichkeit einer solchen Furcht bey ausgezeichneter Tapferkeit gelten ließen und auch wohl durch Beyspiele bestätigten, ja Einer dieser würdigen Herrn bewies sogar einem von den jüngsten und lautesten Jünglingen, daß es sehr zweyerley sey: für die Idee des Rechtes gern zu

sterben ober gepeitscht von dem point d'honneur, gezwungen in den Tod zu springen. Ein Anderes sey es auch im Gefühle der Ehre thatkräftig auf dem Schlachtfelde zu wirken, und ein Anderes unschuldig verurtheilt nach dem Richtplatz zu gewissem Tode geführt zu werden. — Merkwürdig schien uns sodann der Einwand, den eine ältliche, uns unbekannte Dame gegen diese vielbesprochene Todesfurcht machte. Wir können, sagte sie. nicht wieder an den Muth eines Mannes glauben, der sich, wenn auch nur ein einziges Mal, feigherzig gezeigt hat; Muth ist die Keuschheit des Mannes. — Dieses "wir können nicht wieder glauben" erwiderte der Publicist, ist gesellschaftliche Konvention (um nicht zu sagen Affektation) und in ihr die Ursach zu finden, weshalb der männliche Muth zu einem Zerrbilde genannt: point d'honneur und die weibliche Keuschheit zu pruderie wurde. Wir Deutsche haben keine Worte für diese übertünchten Auswüchse der bonne société. Eulenböck machte allein diesem Hin- und Hergerede ein Ende, indem er die Lacher auf seine Seite brachte. Er behauptete, Kleist wäre kein Dichter, wie er seyn soll, und könnte daher auch kein Stück schreiben, wie es seyn soll. In einem solchen hätte der Prinz sein Todesurtheil nicht nur mit anständiger Standhaftigkeit, sondern mit dem Wonnegefühl naher Seligkeit anhören und einen großen Monolog in italienischen Stanzen halten müssen, worin er, bey Musikbegleitung, bewiesen, wie übergücklich er wäre, unverschuldet verurtheilt zu seyn, und welch einen Genuß es gewähre, selbst nach gewonnener Schlacht, während es die Andern sich wohl seyn lassen, für Fürst und Vaterland auf das Blutgerüst zu steigen. Natalia müßte ihn durchaus zur Flucht bewegen wollen, die Wachen bestechen, die Kleider mit ihm wechseln wollen u. s. w., er aber müßte standhaft bleiben, zum Richtplatz geführt werden, wo dann die bekannte Scene aus dem französischen Deserteur das Stück, wie es seyn soll, zu Aller Zufriedenheit hätte schließen müssen. Noch erzählte er, welche herrliche und rührende Scenen hieraus hervorgegangen wären, theils zwischen Natalien und dem Kurfürsten, theils zwischen diesem und dem Prinzen, und wie heldenmüthig sentimental der Delinquent hätte Abschied von Hohenzollern et caelera nehmen können. als der vierte Akt begann. — Die große Lebendigkeit desselben; Natalias weibliche Heldengröße; des Kurfürsten ruhige Besonnenheit; seine majestätische Kraft und Milde; des Prinzen schön vorbereitete und pomplos-natürliche Erhebung und die Freude der Liebenden über des Geliebten Sieg, machten einen tiefen, stillen Eindruck, der nur dann erst in lauten Beyfall ausbrach, als Natalia froh begeistert ausrief:

Nimm diesen Kuß: — Und bohrten gleich zwölf Kugeln

Dich jezt in Staub, nicht halten könnt' ich mich.

Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!

Der Vorhang fiel und man versöhnte sich immer mehr und mehr mit diesem ungewöhnlichen Drama. — Nicht minder wirkte der fünfte Akt, in seinem ächt-rnilitärischen, ächt-brandenburgischen Kolorit; mit der Hauptfigur des großen Fürsten, der hier wie Dörfling sagt: „jedwedem Pfeil gepanzert ist;" mit diesem Feldmarschall und andern Kriegesobersten. mit dem edeln Hohenzollern und dem kräftigen alten Helden Kettwitz, in welchem der Dichter Blücher geahnet oder vielmehr gezeigt hat, wie es. unter den gegebenen Bedingungen, den Preußen mit an einen Blücher gefehlt hat. noch fehlen wird. Alles dieses ward eben so lebendig ergriffen als es lebendig dargestellt ist. Nur die letzte Scene, die sich an die erste märchenhaft-phantastische anschließt und in dieselbe verliert, erregte von neuem die frühern Angriffe und Vertheidigungen, die wir treu, wenn auch mit unverhohlener Vorliebe für das Stück, berichtet haben. Es bleibt uns nichts zu sagen übrig, als daß dieses Drama bereits siebenmal bey gefülltem Hause auf unserer Normalbühne gegeben worden und mit jeder Darstellung sich immer mehr Freunde und Vertheidiger erringt. -